

Nr. 264. Bromberg, den 13. November 1936

Der tolle Achaz.

Roman von Joh. Wilhelm Hendel.

(23. Fortsetzung.) ———

Achaz kann einen Ruf der Überraschung nicht unterdrücken.

Er triumphiert noch einmal, der Kaiser, geht es ihm durch den Sinn. Und Pozzo ist sein tödlicher Feind . . . Und auch Pozzo wird wieder triumphieren. Auf seine Weise. Wieviel Geld wird abermals in seine Taschen fließen! Unerforschliches Schicksal, das diese beiden Männer immer in entscheidenden Lagen einander gegenüberstellt . . .

„Napoleon wieder in Europa . . . er wird das Kriegsglück noch einmal versuchen und vernichtet werden . . .“

„Nun — dann sind wir doch also Bundesgenossen — Sie und ich — und nicht Feinde! Die Maske, unter der Sie mein Mitarbeiter waren, hat sich bewährt. Sie haben erreicht, was Sie wollten. Wir können einander also die Hände schütteln, wie zwei Gegner, die einander ebenbürtig waren, und mit zufriedenem Lächeln voneinander scheiden“.

Achaz verneigte sich kühl und höflich. Als er die Tür hinter sich zuzieht, hört er einen lauten Aufschrei. Aber er läßt sich nicht aufhalten.

Frau Therese gebärdet sich wie eine Wahnsinnige, nun sie mit Pozzo allein ist.

Aber Pozzo bleibt unerschütterlich.

„Ich bedauere Ihr Mißgeschick, Madame! Von der selbstgeschaffenen Würde einer Fürstin herabzusinken zu der echten Rolle des Kammerzöfchens des Herrn von Ullius ist gewiß schwer erträglich. Aber diese schiefe Ebene, auf der Sie jetzt hinabrutschen ins Nichts, ist ihre eigene Schuld. Meine Bank wird Ihnen übrigens laufend bis an Ihr Lebensende eine Rente zahlen, die ausreicht, um alle Ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Das wird Ihren Schmerz, wie ich Sie kenne, sogleich lindern . . . Madame, ich habe die Ehre — mein Diener wird Ihnen beim Packen behilflich sein.“

Er verläßt das Zimmer — nicht anders, als ginge er von einem Geschäft zum andern . . .

Die Frau erfaßt den Sinn seines Weggehens als Menschenverachtung und hofft nichts mehr von der Macht ihrer Reize.

Sie trocknet rasch und mit ruhig gewordenen Bewegungen ihre Tränen und prüft ihr Spiegelbild. Sie findet sich noch unverblüht und lebenslustig. Der Spruch aus einem indischen Märchen fällt ihr ein, das ihr Pozzo geschenkt hat: „Der Leichtsinn des Weibes ist seine holdeste Anmut, und ein Blick in lachende Augen läßt tausend Tage des Schmerzes vergessen.“

„Man kann die Lebenskünstler in solche einteilen, die gewinnen, und solche, die verlieren,“ sagt sie halblaut zu sich. „Ich gehöre zu den ersteren. Ich habe keine Verpflichtungen mehr, und meine Versorgung ist gesichert“.

Und sie überlegt, an welchem schönen Badeort sie sich dauernd niederlassen wird . . .

*

Wien — die sanfte Luft seiner rauschenden Feste zog vorüber . . .

Achaz lenkt seinen Rappen aus dem Wäldchen heraus auf den schmalen Weg, wo das Getreidefeld steht. Der Wind und die Stille haben sich hier in diesem idyllischen Winkel verbrüdert, um Frieden und Sehnsucht nach Ruhe zu schaffen. Ein paar Birken wehen mit hellgrünen Laubfahnen in die Klarheit des Spätnachmittags. Auch sie senken ihre stille Sehnsucht auf blauen Wegen in die Landschaft.

Aber der Feind will keine Ruhe. Dort drüben rasen die Eisengewitter der Kanonen in die Reihen der Kämpfenden. Den ganzen Tag schon.

Napoleon — der verwundete Tiger — reckt noch einmal die mächtigen Pranken zum Schlag . . .

Ligny ist ein rauchender Trümmerhaufen. Die Hälfte des Dorfes haben die Garden Vandammes erstürmt. In der anderen Hälfte, auf der anderen Seite des Baches, der die Linien scheidet, hat sich preußische Infanterie zäh eingenistet. Wehe, wer in die Hände des Gegners fällt! Kein Pardon wird gegeben. Und immer neue Massen von Infanterie strömen herbei, um die Lücken aufzufüllen:

Das Schloß brennt, in der Dorfgasse wirbelt dichter, schwarzer Rauch. Wie aus unzähligen kleinen Festungen leuchten die Blitze der Schüsse aus den Häusern.

Achaz winkt einem der Ulanen, die hinter ihm in Deckung halten. Hügelauf kommt ein Reiter in voller Karriere.

Der Unteroffizier vom sechsten Ulanenregiment Lützow meldet: „Nachricht von Oberst Hardinge: die Engländer kommen in einer halben Stunde zu Hilfe!“

„Gott sei Dank!“ — Es ist ein Aufatmen. „Reiten Sie sofort ins Hauptquartier! Melden Sie aber auch, daß ich beobachtet habe, wie gewaltige Reitermassen, verstärkt durch napoleonische Garde, im Vormarsch auf unser Zentrum sind! Eile ist not.“

Der Bote jagt davon. Achaz schaut hinaus auf das hügelige Land. Das ist die alte Kaisergarde, die dort anrückt . . . Die Grenadiere von den Pyramiden, von Austerlitz und Borodino . . .

Achaz' Rappe wird plötzlich unruhig. Schüsse krachen in der Nähe.

„Marsch, Marsch!“ kommandiert er. Seine dreißig Reiter brausen rechts ab in den Hohlweg hinein. Prasseln zusammen mit einer starken Patrouille französischer Lanciers. Die Säbel blinken. Mann gegen Mann. Die Ulanen lassen keinen entkommen. Dem Führer, einem Feldwebel, haut Achaz den Säbel aus der Hand und nimmt ihn gefangen. Es ist der einzige Gefangene mit dem sie abreiten.

„Chaumette!“

Der Angeredete starrt Achaz ins Gesicht, als schaue er ein Gespenst.

„Ullius — du bist es?“ fragt er zweifelnd.

„Sie verwechseln mich wohl — freilich hieß ich einmal Ullius, aber nur zum Schein, um meine Rolle hinter dem Rücken des Feindes zu spielen — damals in Cleve! Jetzt bin ich wieder ich . . . Und es blieb nur die große Ähnlichkeit als Andenken an jene Zeit . . . Im übrigen heiße ich Achaz von Bismarck."

Chaumette schweigt verbissen. „Ich sehe", fährt Achaz fort. „Sie haben Ihre Sünden gegen Ihre Heimat wieder gutgemacht, indem Sie jetzt gegen die Preußen fechten. Um so stärkeren Anlaß haben wir, Sie wegen Ihres Verbrechens an dem Herrn von Ullius zu bestrafen. Ihnen geschehe nach dem Urteil, das der Tanzkönig Jérôme einst über Sie verhängte!"

Und er zieht das Schriftstück aus der Tasche, liest es vor und erzählt den erstaunt lauschenden Kameraden kurz die Geschichte dieses Mannes Chaumette, dessen Name einst ein Schlagwort Europas war . . .

„Sie ist wie ein Märchen gewesen, diese Geschichte und sie endet wie ein alltäglicher Schmutzfleck!"

Er wendet sich ab.

Er will nicht sehen, wie dieser Handlanger eines Generalschiebers und Gehilfe eines gemeinen Mörders und Fälschers aufgehängt wird . . .

Dann reiten sie durch den Wald, durch den schon die Flintenkugeln der Kaisergarde pfeifen, und kommen gerade zurecht, als der Marschall Vorwärts jugendlich-begeistert sich mit Lützow an die Spitze der Reiterbrigade setzt, die eine Attacke gegen Milhauds Kürassiere reitet.

Obwohl die Salven der Geschütze breite Bahnen in ihre Reihen reißen, kommen sie doch vorwärts. Aber dann plötzlich stocken die Massen. Verwirrt geraten die Verbände durcheinander.

Das Getümmel wächst . . .

Da — nun ist Blücher verschwunden. Wo ist der Feldmarschall? — geht der Ruf durch die Massen . . .

Gneisenau antwortet nicht, als Adjutanten zu ihm dringen.

Eisern und ruhig prüft sein Auge die Lage.

Das Zentrum der preußischen Stellung ist zu geschwächt, als daß weitere Opfer sich dafür lohnen. „Sammeln! befiehlt er. „Sammeln — Sammeln!" tönen die Reitersignale über das Blachfeld und die Köpfe der kämpfenden Massen.

Da lösen sich die Lützowschen Ulanen, die kurmärkischen Landwehrreiter und die preußischen Dragoner vom Feinde . . .

Aber wo ist Lützow?

Achaz jagt mit einigen Getreuen einer Gruppe zu, die um einen hohen Offizier kämpfen. Eine Kugel streift seinen Arm. In seiner Nähe schlägt eine Kanonenkugel ein. Sein Rappe fällt, schleudert ihn zu Boden. Als er, halb wirr vom Sturze, sich aufrafft, steht Lützow von einigen Grenadieren bedrängt, vor ihm. Wie Teufel brüllen sie um ihn her. Einer reißt ihm den Orden Pour le mérite vom Halse . . . Achaz fällt ihm in den Arm.

Der Grenadier holt mit dem Gewehrkolben gegen Achaz aus. Da wird sein Arm von hinten aufgehalten.

Ein französischer Offizier ist auf ihn zugesprungen.

„En avant!" schreit er. Da vorn ist eure Pflicht. Lauft! Die Unseren sind im Vormarsch!"

Achaz steht neben Lützow. — Die alten Freunde wissen, daß sie bereit sind, miteinander zu leben und zu sterben.

„Voilà!" sagt der französische Offizier zu Lützow und reicht ihm den Orden zurück.

„Sehen Sie dort de . . . der Kaiser!" fügt er hinzu, und „Vive l'Empereur!" brüllt er der Reitergruppe entgegen, die zehn Schritt entfernt langsam herannaht.

Zum ersten Mal schaut Achaz den Imperator von Angesicht zu Angesicht. Er kann nicht erkennen, ob seine Haltung und seine Mienen echt sind. Ihm ist, als sähe er den düsteren Ernst, der sein Gesicht bedeckt, wie unabwendbares Schicksal über ihm und seinen Begleitern schweben.

Der kleingewachsene Mann sitzt heute lässig und vornübergebeugt zu Pferde, als werde er von der Reitermasse seiner ihm folgenden Begleitung in ein Schicksal hineingezogen, das er seinem Namen schuldig ist, ohne es, wie früher, beherrschen zu können.

„Wer ist der preußische Offizier?" fragt er den württembergischen General Dentzel, der in seiner Nähe reitet, mit einem Blick auf Lützow.

Dentzel beeilt sich zu offenbaren, daß es der berühmte Reiteroberst von Lützow mit seinem Adjutanten sei.

Ein scharfer, durchdringender Blick trifft Lützow und Achaz. Die Begleitung erwartet ein Todesurteil. Aber Napoleon ist befriedigt. Die Gefangenschaft eines so berühmten Gegners bestätigt seinen Sieg. Mit einer Geste der Milde kann er seine Großmut zeigen. „Ein tapferer Offizier!" sagt er mit betonter Hochachtung zu seinen Begleitern, „man sorge dafür, daß beide gut behandelt werden!"

Da geht es durch die Reihen: „Vive l'Empereur!"

Er nickt und reitet weiter. Ein Adjutant mit der Leopardenfell-Schabracke zügelt sein Pferd neben Achaz und Lützow.

„Folgen Sie mir!"

Schon unterwegs wird Achaz von dem Freunde getrennt. Bitter ist die Gefangenschaft . . . Lützow kommt in ein Gefangenenlager nach Paris.

Achaz kann nicht mehr weiter. Die Kräfte verlassen ihn. Die Ruhr, die ihn vor einer Woche überfiel und dann nachließ, tobt mit neuen Fieberanfällen durch seinen Körper. Im Heu einer Scheune, auf dem Hofe eines großen Anwesens, das einem Notar gehört, lassen ihn die Grenadiere liegen. Sie haben keine Zeit, sich um einen Sterbenden, und dafür halten sie ihn, zu kümmern.

„Ja — das war so . . ." erzählt zwei Wochen später der Notar Marcel Achaz. „Ich fand Sie im Heu meiner Scheune, und Ihr Stöhnen war schrecklich. Daß Sie Ruhr hatten, war mir von einem der abziehenden Grenadiere gesagt worden. Ohne den persönlichen Befehl des Kaisers, Sie gut zu behandeln, hätten die Kerle sie bei ihrem Abzug einfach erschossen. Meine Haushälterin flößte Ihnen gleich heißen Rotwein ein, den sie mit allerlei heilsamen Tees gemischt hatte, und von da an ging es Ihnen wieder besser. Ich bin ein alter Anhänger der Bourbonen, sage ich Ihnen. Deswegen habe ich Sie bei mir aufgenommen und gepflegt. Ich bete jeden Morgen: Herr, zerschmettere Napoleon! — Von mir erfährt niemand etwas über Ihren Verbleib!"

Achaz drückt dem kleinen Mann mit den gütigen Augen und dem grauen Spitzbart, der ritterlich wie die alte Königszeit ist, die Hand und dankt ihm für seinen Schutz.

Allmählich kommt sein Körper wieder zu Kräften. Er kann, obwohl noch matt und zerschlagen, im Hause umhergehen und in einem gut versteckten Zimmer des Obergeschosses die umfangreiche Bibliothek des Notars in Ordnung bringen und ein Verzeichnis des Bücherbestandes anfertigen.

Ehe er sich vollständig erholt hat, ist die Schlacht bei Belle Alliance geschlagen. Napoleon ist Gefangener der Engländer.

Die Verbündeten sind in Paris eingezogen . . .

Nun wird es endlich Frieden werden. Der Dämon des Korsen ist in die Hölle zurückgekehrt, aus der er kam, um den Bau der Welt zu erschüttern. Was übrig bleibt, ist ein abgesetzter General, der in St. Helena an Magenkrebs leidet und verlogene Memoiren schreibt . . .

Da veranstaltet der kleine, zierliche Notar eine große, heimliche Feier zu dreien. Nur er, Achaz und die alte Haushälterin sind die Geladenen.

„Nun wird eine lange Friedenszeit kommen", prophezeit der Notar, und ich trinke mit Ihnen heute abend auf die Verbesserung der Beziehungen zwischen den europäischen Völkern . . ."

(Schluß folgt.)

Karussellfahrt auf der Wies'n.

Von Sofie v. Uhde.

Ja, da wäre er also wieder, der Lichtblaue, Goldene, der so gut zu den bayerischen Landesfarben paßt. Das Jagdhorn über der Schulter, wandert er durch das Isartal in die Vorberge hinein, und draußen im braunen Moor, unter den geballten, weißen Wölkchen, die so leichtfertig fliegen, als ob es Juni wäre, unter dem hohen Himmel, der so leicht, so dunstig zart ist, daß sein Blau fast durchsichtig erscheint, setzt er das Horn an und bläst zu den Bergen hinüber.

Keinen größeren Verführer gibt's als den Herbst, da ist der Frühling ein wahres Kind dagegen! Er hat sein Liedchen blasen gelernt, der große Rattenfänger, das lockt einen wahrhaftig aus dem Bau! Keine Ferne zieht so an wie die, die sich beim werbenden Sturmlied des Herbstes aus ihren Schleiern löst; alles wird Gold unter diesen Tönen, echtes Gold, das weniger glänzt, als wiegt und auf einmal ist die große Fernsicht da, die lauter Heiterkeit ist und lauter Weisheit.

Ja, ja, der Herbst ist schon recht mit seinem übermütigen Blashorn; voll göttlich weisem Leichtsinn ist er und ein großer Künstler obendrein, mit seiner strahlenden Palette. Darum versteht er sich auch gar so gut mit München, der Kunststadt; die wartet nur bis er kommt, um richtig aufzublühen. Ich bitt' Sie, was wäre denn die Ludwigstraße ohne die Klarheit des lichtblauen Herbsthimmels! Da erwacht erst der griechische Traum, den sein Erbauer geträumt, zum rechten Leben. Und so ein wenig durchsonntes Rot und Gelb steht dem abgeklärten Englischen Garten besser, als jedes Grün. Eine Stadt, die so froh und hell ist und so wenig zur Melancholie neigt, wie München, ist die rechte Liebste für den goldenen Herbst, das weiß sie auch, die Schöne, Lachende.

München hat seine sehr kostbare goldene Krone immer ein wenig übermütig im Nacken sitzen gehabt, hat mit einem Auge immer so ein bißerl schalkhaft dazu geblinzelt; und vielleicht ist das gerade der Grund, daß wir alle diese Stadt so sehr lieben müssen.

Aber sehen Sie, wenn man hier geboren und mit vielen Wurzeln verwachsen ist, wenn man lange fort war — was an sich schon ungehörig ist — und nun auf einmal wiederkommt so recht voller Heimatfreude, dann ist das nicht so einfach. Man möchte gleich mit vollen Segeln losfahren im altbekannten Gewässer — und auf einmal ist da nicht der rechte Wind. Bläst er nicht gut, oder hat man ihn zu meistern verlernt?! Und nun gar ich, die ich aus doppelter Ferne komme und nicht nur die fernen Küsten der Welt, sondern auch noch Preußisch-Berlin vergessen muß! Da kommt's halt immer wieder vor, daß man erzieherisch und unwillig sagt: „Ja, habt denn ihr nie über eure Grenzen hinausgeschaut?“ Oder, schlimmer noch: „Na, wißt ihr, bei uns in Berlin wäre sowas aber nicht möglich!“ Überflüssig zu sagen, wie beliebt man sich damit macht und wie ärgerlich man vor allem auf sich selber wird, denn man hat natürlich unrecht.

Wenn man dann noch dazu im Hofbräuhaus verzweifelt vor einer Maß sitzt, der man nicht gewachsen ist und deren braune Fluten trotz aller Anstrengungen nicht sinken wollen zwischen den grauen, irdenen Ufern, während rings um einen die Krügel kommen und gehen, daß es eine Lust ist und in all den runden Gesichtern nicht nur der höhnische Stolz steht: Wer ko, der ko! sondern auch ein rot-verträumtes Glück, dessen man nicht teilhaft werden kann, während man doch laut Geburtsschein vollauf dazu berechtigt wäre, da wird man irre an der eigenen Heimat und an sich selber auch.

Aber wartet nur, wenn erst das Oktoberfest seine Pforten öffnet, d'Wies'n, um mich bayerisch auszudrücken, da gilt dann auch für mich das stolze Wort: Wer ko, der ko! Es muß ja nicht unbedingt die Wiesenmaß sein, es gibt ja noch andere Dinge, bei denen ich meinen Mann stehe: Würstln am Rost, dutzendweis', Laugenbretzeln, ganze Kränze, Kokosnüsse, in deren Vertilgung ich jetzt sowieso viel Übung habe, pfundweise türkischer Honig, dessen sanfte, aber zähe Klebrigkeit im Handumdrehen Finger, Kleid, Täschchen, Taschentuch, kurz alles, aufs dauerhafteste erfaßt, ach, und das Karussell!

Wer beschreibt endlich das Wesen dieser innigen, mit leichtem Schwindel verbundenen und fern von jedem, auch dem einfältigsten Denkprozeß sich entfaltenden Verzückung? Es geht die Sage, daß meine Amme, als ich sechs Wochen alt war, mit mir auf den Armen zur Wies'n entwich und dort mit ihrem Schweren Reiter in gedankenlosem Glück den ganzen, langen Nachmittag auf einem Karussellpferdchen in die Runde fuhr. Ich habe dies ohne nennenswerte Störung meiner geistigen Entwicklung überstanden, habe aber von jenem Nachmittag eine tiefe Leidenschaft fürs Karussellfahren behalten und bin durchaus imstande wie meine selige Amme einen geschlagenen Nachmittag lang, selbst ohne Schweren Reiter, in gedankenlosem Glück auf so einem Holzpferdchen in die Runde zu fahren.

Da bin's dann ich, der großartig sagt: Wer ko, der ko! wenn meine Nachbarn, schwindlig und von Übelkeit nicht mehr ferne, wankend ihre hölzernen Schimmel, Schwäne und Prunkschlitten verlassen, während die Musik schon wieder zur ersten langsamen Umdrehung anhebt, diese hinreißende Drehorgelmusik, die das Glück erst vollkommen macht! Meistens spielt sie: Ach, du lieber Augustin! und das paßt wunderbar, wenn einem so langsam aber sicher die Zehnerln aus der Tasche schwinden und im benebelten Hirn ein Glück aufdämmert, das ferne von den Gütern der Welt ist. Ja, lachen Sie nur, ich hab's nun mal mit der Ammenmilch eingesogen!

Und überhaupt, wie will denn so ein Berliner — sehen Sie, ich kann's schon wieder! — bei irgend etwas, was das Oktoberfest betrifft, mitreden und sei's das letzte Karussell! Da muß man erst mal im Museum gewesen sein und dort die Entstehungsgeschichte dieses Festes studiert haben. Dann muß man erlebt haben, wie der Hof und die Minister und die Hatschiere und Schweren Reiter — diesmal aber im Dienst, ohne Ammen! — zum Rennen und zur Preisverteilung am Wiesensonntag aufgezogen und die stolzen Bauern mit dem großartigen Zuchtvieh vorbeimarschierten, muß die herrlichen Sechsergespanne der schweren Hengste vor den Bierwagen gesehen haben, wie sie dröhnend daher wuchten unter den wundervollen, silberbeschlagenen Geschirren, gelenkt von einem Kutscher in der traditionellen Tracht, der vor Stolz über so viel Kraft und Schönheit in seiner Hand, jeden, der nicht gleich achtungsvoll ausbiegt, anschreit: „Koast denn net stehableibn, Depp, damischer?! Siagst net, daß meine Roß kemma?!“ Und die Liebe zu den herrlich Stampfenden lacht ihm aus den guten Augen.

Erlebt muß man's haben, wie die Fahnen wehen und die Lichter gleißen von den großen Bierzelten, wie es kracht in den Schießbuden und kreischt auf der Achterbahn, muß das gläubige Erstaunen und das bewundernde Kopfschütteln in den Raritätenbuden gesehen haben und muß in den riesigen Bierzelten, unter Qualm und Tschingtara-Musik, den Ausdruck losgelösten Glückes in den Gesichtern der Menschen hinter den gewaltigen, grauen Krügen, ob Säugling oder Greis, gesehen haben. Und zu guter Letzt muß man dabei gewesen sein, wenn die Bavaria im Sonnenschein auf das kindliche Glück auf ihrer geliebten Wies'n herabschaut und über ihrem gewaltigen Haupt jener durchsichtig blaue Herbsthimmel lacht, der München so gut steht. Dann erst darf man sich ein Urteil über's Oktoberfest erlauben.

Glückhafte Heimkehr.

Skizze von Carola Ihlenburg.

Gern hatten wir ihn schon immer. So ein aufgeweckter Junge, kräftig, ein bißchen stupsnasig, mit einer dicken blonden Tolle über dem linken Auge! Er interessierte sich für alles, er wußte alles; sehr vieles wußte er sogar besser.

„Ein geschickter Junge, ein aufgeweckter Junge, der Fritz!“ sagte der Meister, bei dem er in der Lehre war. „Aber —.“ Dieses Aber ging in einem Seufzer unter. „Ein guter Junge, unser Fritz!“ sagten die Eltern. „Er macht uns viel Freude! Er versteht sich auf alles. Und ist immer lustig und hilfsbereit. Nur — —“ Auch dieses Nur ging in einem Seufzer unter. Und die Mutter ergriff den zweiten von Fritzens Stiefeln und bürstete ihn blank. „Warum putzt er sich die Stiefel nicht selber?“ fragte ich. Die Ant-

wort war: „Ach, sonst geht er ja „ungeputzt". Abends ist er müde, und morgens schläft er doch bis zum letzten Augenblick. Da putz' ich sie ihm natürlich!" (Wie Mütter so sind!) — Da kam dann Fritz aus dem Kino, lustig anzusehen, selbstbewußt und sorgenlos, aber hungrig. Es waren noch zwei Kohlwickel da. Die Mutter, müde, wie sie war, wollte sie noch heiß machen. „Ne, danke", sagte Fritz, „darauf habe ich keinen Hunger mehr!"

„Das verstehe ich nicht", sagte der Vater.

„Du verstehst überhaupt manches nicht!" sagte Fritz.

Nicht alle Väter können 20 Jahre lang fortwährend auf dem Posten des Erziehers sein. Väter sind auch manchmal müde, und dann schweigen sie eben. Fritz klärte sich auch bald wieder auf, nachdem er ein Wurstbrot bekommen hatte (wie Mütter so sind!), und sagte freundlich: „Ach, Vater, pump mir mal 'ne Mark! Ich habe diesen Monat gar nichts mehr!"

„Du meinst, ich soll dir 'ne Mark schenken?" meinte der Vater. „Wiederkriegen tu ich sie doch nicht!"

Aber nun brauste Fritz auf. Er war in seiner Ehre gekränkt, in seinem Stolz verletzt, und er rächte sich dafür, indem er die Tür zu seiner Schlafkammer unsanft hinter sich schloß. Gewiß, er war ein guter Sohn. Er hatte die besten Absichten. Er würde seinen Eltern dereinst alles vergelten, was sie ihm Gutes getan hatten . . . Und der Vater (es gibt mehr solcher Väter!) wickelte denn auch eine Mark in Papier und steckte sie in Fritzens linken Schuh. Die würde ihn wohl nicht drücken, dachte der Vater und erinnerte sich mitleidig seiner eigenen Jugendtage.

So war das mit Fritz, der in seiner Schlafkammer zwischen einem Wust von Büchern, Bildern, Basteleien, Krawatten, Pomaden und Sportgeräten hauste, während jeden Morgen der zärtlichen Mutter die Sorge für umhergestreute Zigarettenasche, abgerissene Knöpfe und zerknitterte Kinokarten oblag. So war Fritz, der Prachtjunge mit dem „Aber". —

*

Wir hatten ihn nun lange nicht gesehen, denn er war Soldat geworden. Selbstbewußt, schwungvoll und mit der kessen Lockentolle über dem linken Auge war er „zum Militär" gegangen und unseren Augen entschwunden. Aber nun ist er wieder da und geht wieder zu seinem alten Meister und wohnt wieder in der Kammer.

Die Tolle ist weg. Nur eine scherzhafte Erinnerung an sie ringelt sich noch aus dem messergraden Scheitel in die braune Stirn. Er hat die sauberste und liebenswürdigste Frisur, die ein junger Mann haben kann. Dieser junge Mann erhob sich höflich, als wir zu Besuch kamen, lächelte fröhlich sein altes Lächeln und räumte eine Jacke weg, an der er gerade einen Knopf angenäht hatte. Fritz — einen Knopf angenäht! Freiwillig! Warum?

Seine Mutter erklärte es wehmütig und glücklich (wie Mütter so sind!): „Er sagt, er wüßte das am besten, wie ein Knopf angenäht werden müßte, damit er auch hält! Außerdem kann ich, so alt ich geworden bin, ein Bett nicht richtig „machen". Das Laken muß so — oben dreißig Zentimeter überstehen, dann eingeschlagen werden — erst so, dann so! Und alles ganz eckig und zackig! Mit Unterbett schläft man nicht, das ist so gräßlich weich, sagt er. Und das Oberbett muß aussehen wie ein Brett. Also sein Bett läßt Fritz sich nicht mehr machen, er macht das selber!"

Ich begutachte das Bett. Es sah aus wie aus Porzellan, „eckig und zackig". Ich mußte an Schopenhauers Behauptung denken: Wenn ein Mann einmal etwas gelernt hat, dann kann er es besser als jede Frau! (Nur, daß unsere Männer es leider nicht immer gelernt haben.) Im übrigen war die Kammer nicht wiederzuerkennen. Die Zigarettenasche lag in einem Aschbecher. Die Bilder hingen an den Wänden, die Bücher standen geordnet da, die Krawatten waren nicht sichtbar, auch keine Pomaden; selbst der Fußball und die Rundfunkbastelei machten einen staublosen und ordentlichen Eindruck. „Das hat er sich alles so geräumt!" sagte die Mutter. „Den ganzen Sonntag hat er geräumt. Außerdem hat er mir die Kartoffeln geschält, — ich hätte nie gedacht, daß er das überhaupt könnte!"

Inzwischen saß Fritz mit seinem Vater im Wohnzimmer und reparierte eine Uhr, die seit zehn Jahren nicht mehr gegangen war. Nun ging sie plötzlich, und der Vater sagte: „Das ist ja merkwürdig!"

„Das werde ich dir gleich erklären, Vater!" meinte Fritz. Und dann erklärte er so sachlich, bündig und einleuchtend, daß sogar ich es verstand. Bei alledem lachten seine Augen in dem beherrschten Gesicht. Und er nahm sein Werkzeug von einem Stuhl weg und sagte: „Setz' dich hin, Mutter!" Man sah ihm an: Er war glücklich, zuhause zu sein, aber er war es bewußt und mit Nachdenklichkeit. Sein Vater aber klimperte mit zwei Fünfmarkstücken, die er von Fritz zurückerhalten hatte (man wird sich erinnern!), und sagte: „Fritz ist mit Geld sehr vorsichtig geworden. Sie mußten beim Militär mit fünfzig Pfennigen pro Tag auskommen — da hat er es gelernt."

Da hat Fritz vieles gelernt. Als sein eigener Doppelgänger ist er nach Hause gekommen, bescheiden, höflich, sachlich und ordentlich. Ehe er nun mit uns ausging, putzte er sich noch die Stiefel. Wie kann man mit ungeputzten Stiefeln ausgehen? Unmöglich. Und wer allein kann sie richtig putzen? Nur man selber.

Nun erst ist Fritz erzogen worden. Seine guten Eltern können sich vielmals bedanken.

Gern gehabt haben wir ihn ja schon immer, den aufgeweckten Jungen. Aber wie er jetzt ist, muß man ihn wirklich lieben. Ohne „Aber!" . . .



Bunte Chronik



Gefährlicher Zauber.

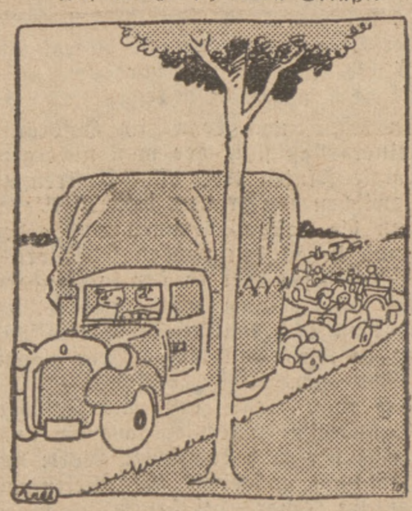
Zaubern kann eine gefährliche Sache sein. Das bekam Georges Lalonge zu spüren, der in Shawville, einem Dorf 50 Meilen nordwärts von Hull in Kanada, in einem Zirkus als Zauberer auftrat. Die Sensation, mit der er aufwartete, war jener bekannte Trick, bei dem eine Frau, die in einer Holzkiste eingeschlossen ist, in zwei Teile zersägt wird. Lalonge hatte gerade die Säge in die Hand genommen und war dabei, mit dem Durchsägen der Kiste zu beginnen, als er plötzlich einen heftigen Schmerz im Rücken verspürte. Jemand aus dem Publikum hatte ihm einen Degen, den er vorher zu einer anderen Vorführung benutzt hatte, in den Rücken gestochen. Des Publikums bemächtigte sich eine furchtbare Aufregung. Alles umdrängte den Zauberer, der sofort bewußtlos hinstürzte. Aus der Menge aber ertönte ein Ruf: „Ich kann nicht sehen, wie man eine Frau in zwei Teile zersägt!" Offenbar war es der Täter, der diese Worte schrie. Gefunden hat man ihn bisher noch nicht. Er ist in der allgemeinen Aufregung verschwunden. Lalonge, der Zauberer, dessen Trick ein einfacher Mann für Ernst nahm, liegt todkrank darnieder. Der Degen hat ihm die Lunge durchbohrt.



Lustige Ecke



Auf der zu schmalen Straße.



„Ist das aber hier ein ländlicher Frieden; seit mehr als zwei Stunden ist uns kein einziges Fuhrwerk begegnet!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.